

Marina Flügge

## Von der Allegorie bis zum Familienwappen

### Die Kabinettscheibe in der Glasmalerei



*Hans Conrad Bodmer und Familie bei Tisch, Öl auf Leinwand, Zürich 1643*

Was wir meinen, wenn wir von Kabinettscheiben sprechen, bedarf zunächst einer Erklärung. Man wählte wohl diesen Begriff, weil er auf etwas Kleines hindeutet, das auch in einem kleinen privaten Raum zu sehen ist. Keinesfalls befinden sie sich nur in Kabinetten, aber auch dort.

Etwas Entscheidendes unterscheidet sie von den oft monumentalen Zyklen von Glasmalereien der mittelalterlichen Kirchen und Kathedralen, die für einen ganz bestimmten Raum mit einem überlegt erdachten Bildprogramm ausgeführt wurden: Sie wurden für einen geringen Abstand zum Betrachter, also auf Nahsicht, gefertigt. Auch wenn viele von ihnen Schenkungen waren, sind sie aufgrund ihres geringen Formats austauschbar und transportabel. In England bezeichnet man sie als „roundels“, in Frankreich als „Vitrail civil“.

Zumeist sind Kabinettscheiben gestiftete Scheiben für eine Kirche oder für einen privaten Raum. Einige sind wie die klassischen Glasmalereien aus durchgefärbten Gläsern gefertigt, die durch ein Bleinetz verbunden sind. Andere sind jedoch einfach „Monolithe“, d. h. kleine runde, ovale oder eckige bemalte Glasscheiben aus einem Stück.

Entstanden sind die ersten Scheiben am Ende des 15. Jahrhunderts,

nachdem die klassische Glasmalerei ihren Zenit überschritten hatte. Ihre Blütezeit erlebten sie im 16. und 17. Jahrhundert, als man sich größere helle, blank verglaste Fenster mit kleinen farbigen Schmuckstücken in Glas wünschte. Weite Verbreitung und große Wertschätzung fanden sie vor allem in den Niederlanden, Österreich, Deutschland und der Schweiz. Sie wurden in großer Zahl angefertigt und fanden ihren Platz in Klöstern, besonders in den Kreuzgängen, in Dorfkirchen, aber hauptsächlich in profanen Gebäuden, wie Rathäusern, Zunftstuben, Schlössern und Bürgerhäusern. Dort gehörten sie zum täglichen Leben.

Nach der Reformation, am Ende des 16. Jahrhunderts, verstärkte sich die Sitte, sich gegenseitig diese kleinen Glasgemälde zu schenken. Aus Anlass von Hochzeiten, der Einweihung eines Neubaus oder eines Jubiläums brachten die Gäste neben den Scheiben auch selbst gefertigte Speisen mit. Nicht selten kam es dabei zu tagelang andauernden ausufernden Festen, bei denen das Bier in Strömen floss. In Norddeutschland nannte man sie „Fensterbeer“ oder „Fensterköst“ und für die mitgebrachten Scheiben bürgerte sich die Bezeichnung „Bierscheiben“ ein. Immer wieder geht aus den

*Marina Flügge ist Kunsthistorikerin am Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege.*

Polizeiordnungen oder aus Kirchenvisitationsprotokollen dieser Zeit hervor, dass diese Gelage nicht gern gesehen waren und oft unter Strafe gestellt wurden. In Münster erließ der Bischof 1632 eine Verfügung, laut welcher „die Glasbieren oder -beschenkungen als überflüssig und beschwerlich abgeschafft“ werden sollten. Bei Zuwiderhandlungen musste der Anstifter 10 und jede erscheinende Person drei Mark Strafe zahlen. Die Verordnungen wurden immer wieder erneuert und die Strafen erhöht, bis schließlich die Feste ganz verboten wurden. 1796 heißt es in der Bremen-Verdenschen Polizeiordnung: „Wenn jemand das höchst ärgerliche Fastnachtswesen, ... Pfingst- und Fensterbier wieder einzuführen sich erdreisten sollte, so sind die dabei Interessierten nicht mit Geld, sondern mit Gefängnisstrafe zu belegen.“ Ein abnormes Ausmaß nahm die Sitte, „der Freundschaft zu Ehren“ Fenster zu verschenken, in der Schweiz an. Dementsprechend ist trotz großer Verluste die Zahl der aus der Schweiz stammenden Scheiben relativ hoch. Nachdem der Bildersturm dort unzählige Kirchengestaltungen dezimiert oder gar hinweggefegt hatte, einigte man sich auf ein Glaubensbekenntnis, das den Ideen der Reformatoren Zwingli und Calvin folgte. Im sonst bilderfeindlichen nachreformatorischen Zürich unterschied man zwischen verbotenen Bildern als „Götzen“, wie beispielsweise Altarbilder in den Kirchen, und den erlaubten Darstellungen von Mensch und Natur mit sinnbildlicher und belehrender Funktion in profanen und privaten Räumen. So entstanden Kunstwerke von großer Virtuosität, und noch heute ist aus diesem Grund der Begriff „Schweizer Scheibe“ für Kabinettscheiben jeglicher Art gebräuchlich.

Anders als bei der alten Glasmalerei wurde die Herstellung nicht mehr vorrangig von kirchlicher oder herr-

schaftlicher Seite finanziert. Als ein lebendiger Volksbrauch wurden in den Städten Wappenscheiben von den Ständen, Gemeinden und Zünften, beispielsweise für neue Ratsstuben wie in Basel, gestiftet und sollten dort vom Wohlstand und Selbstbewusstsein der Eidgenossen zeugen.

Die Herstellung dieser Scheiben erfolgte teilweise auf traditionelle Weise aus durchgefärbten, stark farbigen mundgeblasenen Glassegmenten, die lediglich mit Schwarzlot, einer Glasmasse, der Eisenoxyd zugesetzt wurde, bemalt wurden. Farbige Überfanggläser wurden mit Flusssäure ausgeätzt bzw. mit einer Malfarbe aus Silbernitrat, dem Silbergelb, verziert. Zunehmend bearbeitete man nun jedoch weiße Glastäfelchen, die kunstvoll bemalt werden konnten, ohne die Malfarben durch Bleiruten voneinander trennen zu müssen. Neben dem Kupferrot entwickelte man Schmelz- oder Emaillefarben. Die durch Metalloxyde blau, violett und grün eingefärbte Glasmasse wurde aufgemalt und im Ofen eingebrannt. Noch 1596 verlangte die Lüneburger Zunftrolle: „...

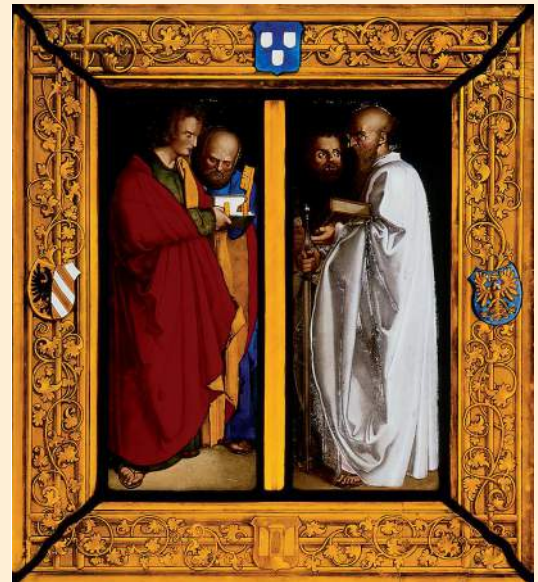
dass die Farben dergestalt in das Glas und Schilde gebrandt werden, dass man sie mit Händen nicht abreiben oder kratzen könne.“ Die ursprünglich mosaikartig wirkende Glasmalerei wurde zur Malerei auf Glas und damit der Tafelmalerei immer ähnlicher.

Bei der Gestaltung der Scheiben fügte man den mittelalterlichen Themen neue hinzu. Neben den Themen des Alten und des Neuen Testaments, der Heilsgeschichte um das Leben und den Tod Christi kamen nun Darstellungen aus dem Volksleben hinzu. Ein neuer Sinn nach Wirklichkeit und Lebenszugewandtheit wird in vielen dieser Scheiben deutlich. Sie zeigen Themen aus dem Brauchtum, der Sagenwelt, Fabeln, Tugenden und Laster, Werke der Barmherzigkeit, Allegorien, Grottesken, Genien usw. Sie sind Sinnbilder der Belehrung, Erziehung und Bildung, in den Ratsstuben sollen sie die Ratsherren zu rechtem Handeln ermahnen. In Bildern des täglichen Lebens zeigt sich die Freude am Detail, so pflügen Bauern ihre Äcker in der Sonntagstracht, Handwerker versehen ihre Arbeit in der Alltagskluft.

Oft sind es Erinnerungs- und Dankgeschenke, die den Namen des Schenkenden und die Jahreszahl am Rand tragen. Die einfachen Ausführungen tragen lediglich das Wappen, das Hofzeichen und den Namen des Stifters oder des mit der Stiftung bedachten Ahnen.

In den Zentren der Kabinettscheibenproduktion, Basel, Zürich, Nürnberg und Augsburg kam es zur Trennung von Zeichner und Glasmaler. Für die Entwürfe wurden die besten Zeichner ihrer Zeit beschäftigt, wie beispielsweise Hans Sebald Behaim (1500–1550), Albrecht Dürer (1478–1528), Hans Baldung Grien (1484–1545) und Hans Holbein d. J. (1497–1543) deren Kupferstiche eine immer weitere Verbreitung fanden.

Aus dem Nachlass der Glaskünstler haben sich Musterbücher erhalten, die über die Fülle der dargestellten Sujets Auskunft geben. Die bekanntesten Schweizer Glasmaler Jodocus Christoph und Josyas Murer, Christoph und



*Die vier Apostel, Familie Kellner, Nürnberg um 1840, Fürstlich Drehna (Lkrs. Dahme-Spreewald); Foto: BLDAM*

Hans Jakob Nüscheler und Hans Jakob Sprüngli und viele andere fertigten seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Fülle von Kopien in Glas an, die schon zu ihren Lebzeiten auch im Ausland hohe Anerkennung erfuhren. Einige der virtuosesten Beispiele der Kabinettscheibenmalereien hielten als Sammelobjekt Einzug in die Häuser der Wohlhabenden und in Kunstsammlungen wie die der Nürnberger Patrizierfamilie Tucher.

Auch im nördlichen Deutschland, in der Altmark und im Land Brandenburg haben sich zumeist in Dorfkirchen etliche Kabinettscheiben erhalten. Obwohl noch nicht ausreichend erfasst und bearbeitet, finden wir sie im Land Brandenburg besonders in der Uckermark, der Prignitz und im Landkreis Ostprignitz-Ruppin, wenn auch bescheiden im Format und einfach in der Ausführung. Oft wurden sie unvermittelt in blank verglaste Kirchenfenster als Teil des Verschlusses eingebracht, wie in Bork (1664) und Vehlow (1678) einhergehend mit der Neugestaltung des Kirchenraumes. Mitunter befinden sie sich im farbigen Maßwerk wie in Rosenwinkel. Meist handelt es sich um Wappenscheiben mit dem beigefügten Namen des Donators, der Jahreszahl der Stiftung sowie einer individualisierten Anspielung auf den Wappenträger wie in Lohm (Landkreis OPR). Erhalten sind dort 17 Rundscheiben mit einer Schriftleiste und den Wappen der Familien Kröcher, Eckstede, Krosigk und Schutte aus den Jahren 1608 und 1609, die wahrscheinlich



*Avaritia und Luxuria, Hans Jacob Sprüngli, Zürich 1597, Schloss Branitz (Cottbus); Foto: BLDAM*

aus einem Vorgängerbau oder aus Nachbarorten in die 1828 errichtete, 1902 restaurierte Fachwerkkirche kamen. Die Familie von Kröcher war seit 1337 Patronats herrschaft von Lohm, im verzierten Wappenschild führte sie ein schreitendes schwarzes Kamel auf silbernem Grund.

Aus einer gedruckten Familiengeschichte erfahren wir, dass dies auf ein Ereignis während der Kreuzzüge zurückgeht: Der Kreuzfahrer begleitete eines Tages eine Fürstentochter bei einem Ausflug aus dem christlichen Lager ... „Plötzlich umringt von einer Schar Saracenen, welche auf Kamelen geritten kamen, warf er sich mutig denselben entgegen; ein Theil der Ungläubigen fiel unter seinen Streichen, ...und unversehrt konnte er seinen schönen Schützling ins Lager zurückführen, zum Andenken

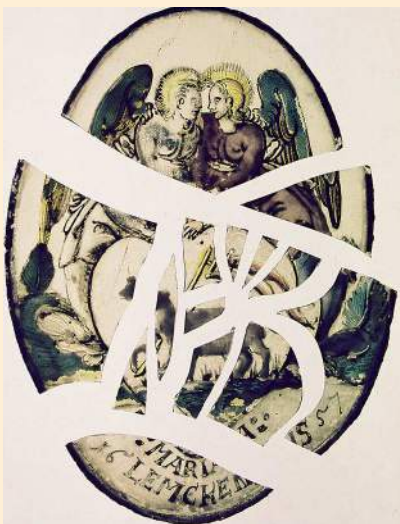
an diese That nahm er das Kamel ins Wappen auf.“

Die Dorfkirche Rosenwinkel in der Prignitz besitzt acht ovale Kabinett-scheiben, darunter die figürliche Darstellung eines heiligen Christophorus mit dem Jesuskind auf dem Arm sowie ein von zwei Engeln behütetes Herz mit dem Lamm Gottes, was wohl inhaltlich, aber auch rein phonetisch auf den Namen der Stifterin, Maria Lemmchens, Bezug nimmt. Diese aus einem Stück bestehenden, hauchdünnen, leicht grünlichen Scheiben sind mit Emaillefarben und Silbergelb bemalt. Sie befanden sich in einem besorgniserregenden Zustand und konnten kürzlich restauriert werden.

Ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erlischt für ungefähr 100 Jahre das Interesse an Kabinett-scheiben und damit ihre Herstellung



Wappen Daniel von Köcher, Lohm (Lkrs. Ostprignitz-Ruppin); Foto: R. Sigwart



Kabinettsscheibe Maria Lemmchens, Rosenwinkel (Lkrs. Ostprignitz-Ruppin) 1657, vor der Restaurierung und nach der Restaurierung 2006 durch Iлона Berkei, Zeuthen; Fotos: I. Berkei



fast ganz. Erst mit der Wiederbelebung der Glasmalerei um 1800 treten sie wieder in das Licht der Öffentlichkeit. Die damals in Mengen verfügbaren, bezahlbaren und verhältnismäßig leicht zu transportierenden Scheiben wurden aus der Schweiz in Privatsammlungen, aber auch in Museen nach ganz Europa exportiert.

In unserer Region entstand damals die Glassammlung des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau (gest. 1817) mit mehr als 200 Scheiben, die heute in Wörlitz im Gotischen Haus ausgestellt sind. Der Vermittler war der Züricher Johann Caspar Lavater, der auch Goethe mit Sammlerstücken versorgte; in einem Brief vom 18.3.1780 bietet er ihm acht Glasmalereien zum Kauf an. Zwei bedeutende Sammlungen mit Kabinettsscheiben im Land Brandenburg befinden sich im Schloss Branitz, angelegt von Fürst Pückler-Muskau, sowie im Schloss Fürstlich Drehna. Hier wird im Nebeneinander der verschiedenen Sujets und Gestaltungsweisen dieser kleinformatischen Glasmalereien deutlich, was sich hinter dem Begriff Kabinettsscheibe verbirgt.

Auch im 20. Jahrhundert ist die Sitte der Stiftung von Wappenscheiben nicht abgerissen. Für die Dorfkirche in Ahlsdorf, Landkreis Elbe-Elster, stifteten die Patronatsherren 1907/1908 acht ovale Wappenscheiben mit Darstellungen der Allianzwappen der Stifter und ihrer Ahnen. Die kunstfertigen Schmelzfarbenmalereien auf weißem Glas geben dem barock gestalteten Innenraum einen stimmigen dekorativen Fensterverschluss.



Wappenscheiben, Dorfkirche Ahlsdorf (Lkrs. Elbe-Elster); Foto: R. Sigwart